

# Die weiße Strahlung

Eine Erinnerung von Shirley Tassencourt

Von einem auf Band gesprochenen Brief abgeschrieben, den die Verfasserin direkt nach ihrer Rückkehr aus Indien im Jänner 1974 einschickte.

Ich bin jetzt ungefähr einen Tag wieder zuhause. Ich sehe auf die Parkanlagen hinaus, die mein Haus umgeben, alles funkelt in der Sonne und vor Eis, und ich frage mich, ob es kein Trug ist. Und dann überlege ich, ob Indien Wirklichkeit war. Und schließlich sind des Meisters Augen die einzige Wirklichkeit, die ich annehmen kann. Aber wo ist das Wirkliche, wenn seine Augen geschlossen sind? In Ordnung, dann ist es das, was irgendwohin geht.

Wenn es Indien nicht mehr gibt und die USA ins Meer gefallen sind, werde ich an dem, das irgendwohin geht, wenn des Meisters Augen geschlossen sind, festhalten.

Wissen Sie, was der Meister neulich sagte? „Gott ist allmächtig. Er kann alles – mit einer Ausnahme -, jemanden zu sich bringen, der nicht will.“

Glauben Sie, daß der Meister zum Abschied ans Tor kam? Doch wenn das Taxi zu spät kommt und jemand etwas vergißt und der Gouverneur zum Tor begleitet werden muß – bei einem solchen Zusammentreffen von Begebenheiten weiß man, daß es der Meister ist, der es bewirkt. Und auf Grund der Wellen der Liebe, die dem Taxi folgen und die man stark spürt, weiß man, daß der Meister Lebewohl sagen wollte. Es ist nicht deshalb etwas besonderes, weil es mir geschah, sondern es ist deshalb etwas besonderes, weil ich dem Meister ungehorsam gewesen war. Am Anfang der letzten Woche wies mich der Meister an, eine Woche lang nicht Simran, sondern nur Bhajan zu üben, um die Gewohnheiten meiner früheren buddhistischen Praxis zu durchbrechen. Nun, ich übte hauptsächlich Bhajan; doch ab und zu pflegte er uns in Meditation zu setzen, und das war Simran, wo ich nicht die ganze Zeit die andere Haltung einnehmen konnte; und ich brachte es nicht fertig, mit dem Meditieren aufzuhören. So blieb ich dabei, zu versuchen, seinen Anweisungen für den Simran ganz genau zu folgen. Ich war fest entschlossen. Am 3. Jänner saß ich den ganzen Tag im Haus des Meisters. Gewöhnlich saßen wir dort von sieben bis zehn Uhr morgen und von vier bis sieben oder acht Uhr abends. An diesem Morgen drehte ich einfach mit dem Gesicht zur Wand, warf eine Decke über mich, so daß ich wie ein Stück der Einrichtung aussah, und so störte mich den ganzen Tag niemand. Einmal kam ich aus dem Bhajan und hörte, wie der Meister auf der anderen Seite des Veranda-Teils mit jemandem ein persönliches Gespräch führte. Er sagte zu einem Mädchen: „Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten“, und ich dachte mir, daß das für mich galt. Und weil ich mich dort wirklich demütig fühlte und nicht einmal auf meinen Körper aufmerksam machen wollte, gingen die Finger gleich wieder in meine Ohren

zurück. Nach einer gewissen Zeit des Zusammenseins mit dem Meister bekommt man eine solche Bestätigung dafür, daß er alles über uns weiß, was man in jedem Augenblick denkt, daß man sehr darauf achtet, was er von einem wünschen könnte.

Nun, später wurde der Bhajan, den ich übte, zum Simran; und mit meinem verfeinerten Gehör nahm ich alle Laute des Hauses auf. .Es war, als ob ich ein unsichtbares Gewand trug und mich mitten in der irdischen Familie des Gottmenschen befand. Taji ging vorbei, ihre gewichtige Gestalt bewegte sich schweren Schrittes; der Doktor, die Sekretäre, die Türhüter, der Chauffeur Ram Sarup. In Baroda kam Ram Sarup Ji lange nach der Initiation auf den Rasen heraus. Ich saß unter ein paar Sträuchern, immer noch wie betäubt vor Glück, obwohl es jetzt spät am Nachmittag war. :Er setzte sich neben mich, nahm meine Hand und küsste sie. „Gute Meditationen?“ fragte er. Alles, was ich tun konnte, war, übers ganz Gesicht zu lächeln. Im Moment sprach keiner von uns Englisch. .Er saß nur da und hielt meine Hand, und ich spürte, es kam vom Mister. Und er sagte: „Ich bin Ram Sarup, seit achtzehn Jahren beim Meister.“ Dann sah er sich meine Handlinien an und stand auf und ging. Den lieben Gianiji hörte ich im Nebenraum mit seiner feinen Stimme einen Telephonanruf beantworten; der große, schmale Sikh, der wie auf Katzenfüßen geht, lief sicher viele Male hin und her, aber ich hörte ihn niemals. Ich roch das Essen, das gekocht wurde – es nur zu riechen war, als äße man es. Und dann hörte ich die Schritte des Meisters durch den Raum hinter mir gehen. Alle sin meinem Körper wurde emporgezogen, als er vorbeiging, und nachdem er vorüber war, ging es wieder zurück. Ich konnte ihn in seiner kurzen Art „Zement“ sagen hören. Und ich konnte ihn mit seinen Leuten in der Küche hören. Von nun an wohnte er in meinem Gedanken nicht mehr in irgendeiner Wolke oder einem Hotelzimmer, sondern ich konnte mich nun seiner zusammen mit den Menschen um ihn erinnern. Ich fühlte mich wie ein kleines Kind, das dösend zu sehr später Stunde im Wohnzimmer ist und nichts sieht oder aktiv ist, sich aber der warmen Ströme freundlichen Familienlebens bewußt ist und von ihnen überflutet wird.

Es waren drei Ermahnungen in den Meditationsanweisungen: nicht im Körper zu bleiben; nicht zu versuchen, aus dem Körper herauszukommen; vor die Stirne zu schauen, aber keine Anspannung in der Stirne zu verursachen. Ich versuchte es den ganzen Tag lang, aber es ging nicht. Gegen die eine oder andere Anweisung verstieß ich immer. Was für ein Zen-Koan! Zuletzt sagte ich in völliger Erschöpfung: „Gut, Gott, du wirst es tun müssen, ich kann es nicht. Ich gebe auf.“ Und ich saß einfach da wie ein Stein. Ich hatte es versucht, so gut ich konnte, mit jeder Haarwurzel, wie es heißt. Es gab nichts mehr, das ich tun konnte, und das ist wahrscheinlich das, worauf Gott geartet hatte. Jedenfalls ging es danach gut. Dann mußte ich arbeiten, um mit Gott Schritt zu halten. Abgesehen davon, Ihnen einen Eindruck vom Haus des Meisters zu vermitteln, möchte ich Ihnen sagen, daß obwohl man dem Meister ungehorsam ist, wenn man es aus dem Grunde tut, weil man auf die einzige Art, die einem möglich ist, versucht bei Gott zu sein, da man es nicht ertragen kann, nicht zu versuchen, bei Gott zu sein, er das belohnt und zum Tor kommt, wenn man abfährt Ich rate nicht zum Ungehorsam; und hätte ich seinem Weg einen Schritt nach dem anderen folgen können, wäre ich der Gewinner gewesen. Doch wenn man das Beste tut, was man mit all seiner Kraft kann, hängt er einem heimlich Diamanten in die Augen.

Nun, ich fuhr um zehn Uhr abends ab. Meine Maschine ging erst um fünf Uhr morgens; ich hatte vorgehabt, etwa um drei Uhr morgens ein Taxi zu nehmen. Eine Frau aus Deutschland fuhr um zehn Uhr abends und hatte irgendwie ihre Angelegenheiten nicht geordnet, so bat man mich, mit ihr zu fahren, um die Dinge in Ordnung zu bringen, weil sie nicht Englisch sprach. Zu der Zeit war ich so berauscht vor Glück, daß ich zu allem ja gesagt hätte. Das Taxi, das immer zum Tor des Hauses des Meisters kommt, hatte sich verspätet. Die deutsche Frau vergaß etwas. Ich stand allein da und wartete. Des Meisters Haus war erleuchtet und viele Schuhe standen vor der Tür, daher wußte ich, daß er jetzt für die Inder sorgte. Er ist wie ein Vater mit einem Kind auf jedem Knie, seinem indischen und seinem ausländischen, und er lacht und spielt mit uns.

Edna Shinerock aus Toronto, die gerade nach Indien zurückgekehrt war, um den Westlern zu helfen (übrigens verbrachte sie dort früher einmal sechs Jahre), bat den Türhüter, mich für einen letzten Blick auf den Meister hineingehen zu lassen. Er blickte sehr ernst drein, und so sagten wir beide; „Nur einen kleinen Blick.“ Er öffnete das Tor und brachte mich zur Tür des Wohnzimmers des Meisters, wo in einer Ecke eine Besprechung stattfand. Meine Augen suchten dort nach dem Meister, fanden ihn jedoch nicht. Eine kleine Gruppe indischer Frauen brach auf, und da war der Satguru in einem Stuhl gegenüber der Tür. Ich fiel auf die Knie, ich wollte mich klein machen, weil ich mir wie ein Eindringling vorkam. Der Türhüter sagte: „Gehen Sie doch hinein“, ich sagte: „O nein“, weil ich fühlte, daß ich kein Recht dazu hatte.

Wieder ging eine Gruppe. Der Meister sah mich direkt an, und er winkte die Frauen zur Seite und sagte: „Kommen Sie, kommen Sie.“ Im Handumdrehen war ich zu seinen Füßen und auf den Knien. Ich sah in jenen Himmel über mir. Sicher waren dort die Augen, die der Mittelpunkt meiner Welt geworden waren, und der Bart. Doch in dem Moment gab es keine Teile, nur einen einzigen Himmel über mir. Es gab kein Kommen und Gehen mehr; der Raum und die Laute waren verschwunden. Seine wunderbare große Hand klopfte auf seinem Sessel. Und er sagte: „Es ist jetzt alles gut, gehen Sie frohgemut.“ So als ob ein Vater sagte: „Hier hast du, Kleines, hier“, und ich wußte nicht, daß dieser Körper so viel Dankbarkeit fassen konnte.

Und dann sagte er: „sind Sie die einzige, die fährt?“ Ich antwortete: „Nein, noch eine Frau“, und er sagte noch etwas mit einem Augenzwinkern, das ich als die Tür erahnte, durch die ich gehen sollte. Ich ging rückwärts durch den Raum und schaute Gott so lange ich konnte an. Ich ging, um meine Schuhe in der Vorhalle aufzuheben, und brach überwältigt neben ihnen auf die Knie zusammen. Der Türhüter schaute mitfühlend. Ich nahm mich zusammen und ging zum Tor hinaus, fiel in den Schatten der Mauer und weinte und stöhnte mit offenem Mund wie ein Tier. Die Frau aus Deutschland tauchte wieder auf, und Edna kam aus dem dunklen Hof. Das Taxi fuhr vor, und im selben Moment ging das Licht über den Tor an, Edna, die all die Zeichen kennt, sagte: „Der Meister kommt heraus.“ Und da war er im dämmerigen Licht, er brachte einen örtlichen Würdenträger zum Tor. Der Mann verschwand im Auto. Der Meister drehte sich uns zu.

Das schwache Licht fiel auf sein Gesicht und k mit einer seiner schnellen Bewegungen auf. Sofort stürzten sich zwanzig Leute auf unseren kleinen Stapel, und auf einmal war alles Gepäck im Wagen. Im selben Geist sprangen auch wir hinein. Ich beugte mich an meinen Freund im Rücksitz vorbei, mein Gesicht aus

dem Fenster, um die strahlende Krone seines Turbans zu sehen, die strahlende, weiße Krone, das Strahlen ... „Geht!“

Als das Taxi erfuhr, drehte ich mich um, damit ich zum Rückfenster hinaussehen konnte; mein Herz ging hinaus, um wie ein Dreijähriges das zu berühren, was zurückblieb. Und dann begann das Schluchzen. Es war kein äußeres Weinen. Das „Ich“ war bereit zu gehen, es war an der Zeit, und ich war bis zum Rande erfüllt. Es hatte keinen Schimmer vom Selbstmitleid gegeben, nur Freude. Doch tief innen wurde die Seele von ihrer Quelle fortgezogen, und das Weinen erschütterte den ganzen Körper wie das tiefe Trauma einer Geburt, wenn Mutter und Kind getrennt werden. Die Zuckungen hörten nach einiger Zeit auf, ich setzte mich aufrecht hin und war voller Lächeln. Stuart hielt eine Hand, die Frau aus Deutschland rieb mir die Wange. „Es ist jetzt gut, wirklich.“ Ich lachte. „Laßt uns jetzt freudig gehen.“ Und ich lehnte mich in die Kabine zurück und fiel in einen tiefen, dunklen, schlafähnlichen Zustand. Es schien nur Minuten später, als wir am Flughafen ankamen. Die Frau aus Deutschland konnte gleich darauf abfliegen. Stuart blieb bis Mitternacht. Wir bekamen auf dem Flughafen schmackhaftes amerikanisches Essen, ein Käsesandwich und Pommes Frites. Sie hätten sehen sollten, wie wir uns über dieses bemerkenswerte Essen gefreut haben. In dieser westlichen Atmosphäre trank ich etwas Wasser, das erste Mal in Indien außerhalb des Ashrams. Und alles, was wir tun konnten, war wie Toren zu lächeln. Wenn wir an diesen Tag dachten, der gerade vorüber war, und an unseren Satguru, der die Liebe eimerweise über uns ausgegossen hatte.

Wissen Sie, an diesem Abend hatte uns der Meister den Darshan aller Darshans gewährt – eine halbe Stunde lang, während er nicht sprach, sondern nur mit offenen Augen dasaß und uns immerzu fütterte. Ich saß direkt vor seinen Füßen, weil es mein allerletzter Darshan war. Es gab nichts zwischen uns. Ich fiel in seine Augen und blieb darin ... Wir waren wie Welpen an den Zitzen der Mutter, und er ließ uns immer weiter trinken. Innerlich sagte ich: „O bitte, Meister, noch etwas mehr“, doch in Wirklichkeit meinte mein Wunsch: „Etwas für immer.“ Und er saß dort, drehte seinen Löwenkopf mit den großen, leuchtenden Augen, die die Seele verschlingen und über das Bewußtsein des Körpers ins Land des Lichts tragen, langsam von einer Seite auf die andere.

Einmal fragte er: „Was ist in den Schriften gemeint, wenn Christus sagt: `Eßt mich und trinkt mich´?, und jemand begann mit einer umständlichen Erklärung. Mit kurzer, brennender Stimme sagte ich: „Die Augen des Meisters.“ Und dann begann er: „Die Augen sind die Fenster der Seele ...“ und sprach über die Spiritualität, die man vom Meister trinkt. Etwas später sah er mich an und sagte etwas, das ich nicht hörte. Nachher kam jemand von seinen indischen Mitarbeitern zu mir und fragte: „Wissen Sie, was der Meister zu Ihnen über Sie sagte? `Wenn der Krug voll ist, macht er keinen Lärm.`“

Alles, was ich sagen möchte, wenn ich an seine Augen denke – wenn Sie es irgend möglich machen können, gehen Sie bitte und studieren Sie das rechte Verstehen zu den Füßen des lebenden Meisters. Finden Sie im Umkreis seiner Augen heraus, was Ihr Selbst und was die Welt ist. Das Lesen seiner Bücher verfeinert und belehrt den Verstand, doch der einzige Weg zu den Geheimnissen Gottes und des Selbst ist, ohne den Verstand zu ihm zu kommen. Wir haben vorgefaßte Meinungen über unser Leben, darüber, was wir tun können und was

nicht; wir bauen uns kleine Gefängnisse und müssen uns dann in diesen Begrenzungen bewegen. Der Meister sagte oft: „Unmöglich“ steht nur im Wörterbuch der Narren.“ „Unmöglich“ ist eines der mentalen Gefängnisse, in die wir uns selbst einsperren.

Der Meister sagte viele Male, daß wir allein zu Gott kommen müssen. Er zitierte oft die Schriften, wo Jesus sagt: „Ich bin gekommen, um den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter ...“ Ich zitierte nicht ganz genau, aber ich hoffe, Sie kennen die Stelle. Er ermahnt die jungen Paare, die zusammen kommen, nicht darauf zu achten, was der andere tut. Ihr könnt nur bei Gott sein, wenn ihr allein bei Ihm seid. Nichts darf zwischen euch und Gott stehen, nicht der Ehemann, nicht die Familie, nicht Körper oder Gemüt. Wenn ihr hierher kommt, müßt ihr euch abschleifen und verfeinern, um alles von der Wand abzubekommen, und dann müßt ihr weiter polieren, bis das Selbst von allem frei ist, das jetzt zwischen euch und dem Meister steht, so daß die Mauer ein Spiegel wird. Nur wenn ihr vollkommen widerspiegelt, wenn es nicht mehr das kleinste Staubfleckchen zwischen euch und dem Meister gibt, könnt ihr wirklich bei Gott sein.

Ich erinnere mich an ein Mädchen, das große Schwierigkeiten mit der Meditation hatte und den Meister dringend um Hilfe bat. Sie fragte ihn, wie sie ihr Gemüt gesammelt halten könne. Er sagte: „Sehen Sie einfach in den Raum vor Ihrer Stirn, so wie Sie mich jetzt ansehen.“ Sie sagte: „Oh, aber es ist so leicht, sich auf Euch zu konzentrieren.“ „Wenn Sie sich wirklich auf mich konzentrieren könnten, sähen Sie nichts als Licht.“

Meine Maschine kam einige Stunden zu spät in Delhi an, so bracht eich die Nacht auf dem Flughafen ungefähr sechs Stunden halb wachend, halb schlafend zu. Die Bänke waren alle mit schlafenden Leuten belegt. In Indien gewöhnt man sich an die Auffassung, daß der Fußboden das Bett ist, und daß man überall zuhause ist. so breitete ich meinen Poncho und mein Kissen aus, legte mich auf mein Gepäck und schlief mit einem offenen Ohr, um Informationen über meinen Flug aufzunehmen. Nach einem Monat mit kalten Nächten in einfachsten Quartieren kam mir das Flugzeug luxuriös vor. Doch ich fand heraus, daß die überheizte, trockene Luft sehr bald meine Nasenschleimhäute reizte und daß der übertriebene Komfort des Sessels meinen Rücken in eine höchst unbequeme Lage zwängte. Bis wir nach Deutschland kamen, hatte ich die Ruhr in vollem Schwung (es mag das Wasser gewesen sein, das ich auf dem Flughafen getrunken hatte), und dachte wehmütig an die Fahrt in dem alten indischen Bus zurück, die ich zuletzt mit dem Meister auf der Reise nach Bombay unternommen hatte. Zu der Zeit hatte ich gedacht, daß ich mit vielem fertig würde und das recht gut, und ich hatte mich selbst von Zeit zu Zeit gelobt.

Indische Busse sind eine Sache für sich. Der Sitzraum beträgt pro Person etwa zwei Drittel der amerikanischen Busse. Die Sitze sind ganz gerade. Bei meinem Platz gab es unter dem Vordersitz keinen Raum für die Füße, und zudem mußte ich noch meine Sachen, Schlafsacke und Mantel (den ich in den kalten Nächten brauchte, wie ich herausfand) irgendwo unterbringen. Ich tat es auf dem Fußboden, und so saß ich dann den größten Teil des Weges mit gekreuzten Beinen auf dem engen Sitz, meine Knie auf dem Gepäck vor mir.

Die indischen Busse schaffen sich freie Fahrbahn durch andauerndes Hupen. Das ist nicht nur für die anderen Autos gedacht, sondern vielleicht am meisten für die heiligen Kühe, die mitten auf der Straße laufen. Die Inder sind ein Volk mit guten Lungen. Sie haben wundervoll harmonische Stimmen, und alle können von Natur aus auf beste Art und Weise vortragen. Der Tourbus war voller Satsangis, halb Inder und halb Westler. Es war eine der Gaben des Meisters, uns in diese lebendige Situation zu versetzen, wo wir einander auf eine wahre und freundschaftliche Weise kennen lernten. Es war schön, das aus der anfänglichen Fremdheit zwischen uns wachsen zu sehen. Nun, auf jeden Fall sangen unsere indischen Freunde Bhajans, Hymnen und Lieder, die Hupe ertönte und der Bus ratterte, und man versuchte, gläubig zu meditieren, während man erst gegen seinen linken, dann gegen seinen rechten Nebenmann stieß oder wachsam blieb, um die kleine, alte, indische Frau festzuhalten, die immerzu einnickte, von ihrem Sitz in den Gang kippte und schlief. Da ich wußte, daß alles, was man mit dem Meister unternimmt, eine Lektion ist und er immer wieder gesagt hat: „Der einzige Zweck, für den ihr hier seid, ist die Meditation“, konnte ich nicht anders als zu denken, daß diese meine Chance war, das Meditieren inmitten des Durcheinanders zu lernen. Es ist interessant: im selben Maße, wie der Schüler in seiner Praktik stärker wird, wächst auch der Einsatz. Je stärker man wird, desto mehr wird von einem spirituell gefordert. Es ist eine faszinierende Gleichung. Auf jeden Fall war ich wirklich verblüfft, und ständige Gegenwart, inmitten des Zirkus gesegnete Meditationen zu haben begann. Meine Kameraden waren rücksichtsvoll und redeten nicht viell. Die eine konnte nicht, weil sie nicht Englisch sprach, und die andere tat es nicht. Freundschaftliche Beziehungen sind die schwerste Bürde von allem. Sie ziehen einen vom Meister weg, wenn es nichts anderes tut.

Unsere Busfahrt erforderte Ausdauer und Zwanglosigkeit. Wir fuhren sehr spät ab; um zehn Uhr morgens sollten wir aufbrechen und kamen erst um fünf Uhr nachmittags auf den Weg, Die Westler waren mehr oder weniger von Mittag an auf ihren Plätzen und erwarteten die Abfahrt jede Minute, während die Inder den ganzen Nachmittag über um den Bus herum zwanglos beisammen saßen, sicher in der Überzeugung, daß man nicht geht, bevor man geht und sich dort erfreut, wo man gerade ist. Das ist die Ungebundenheit, die man braucht. Weil wir sieben Stunden zu spät wegkamen, konnten wir diese Nacht nicht zum Schlafen haltmachen, sondern nur zum Essen. Ein feines Festessen um vier Uhr morgens im Hotel eines Satsangi, und eine halbstündige Ruhepause, ehe wir unsere dreißigstündige, ununterbrochene Fahrt wieder aufnahmen. In diesen Bussitzen war Ausdauer erforderlich. Allerdings wurden wir am Abend wieder neu aufgeladene, als der Mister für einen kurzen Darshan erschien. Gewöhnlich wurde den Westlern ein Vorzugsplatz direkt vor dem Meister eingeräumt. Heute kamen wir aus dem Bus in einen nicht zu großen Raum voll von indischen Satsangis, die vom Sessel des Meisters an dasaßen. Der kleine Platz im Hintergrund des Raumes war für uns. Der Meister erschien, und der ganze erschöpfte Körper wurde wieder lebendig.

die Inder waren wie gewöhnlich auf engstem Raum zusammengepfercht, um für viele Platz zu schaffen, und unterstrichen dadurch den Kontrast zwischen der menschlichen Statur und der des Gottmenschen. Der Meister saß über und zwischen ihnen wie eine Glucke mit ihren Küken. Niemals habe ich einen so schönen Anblick von ihm gesehen. Es war einfach hinreißend; ich war so froh darüber, daß ich hinten saß und es sehen konnte. Der Meister stand auf, und

zwischen den Leuten, die sich ebenfalls für den Darshan erhoben, teilte sich ein Weg. Als ich mich bemühte, meinen steifen Körper zu erheben, fand ich mich nur wenige Zentimeter von des Meisters Antlitz entfernt wieder. Er hielt dort inne, um etwas zur Menge zu sagen, und was ich in diesem Augenblick aufnahm, bewegte mich noch während des ganzen nächsten Tages.

Gelockertsein wurde vom Westler verlangt, wenn wir an der Straße für eine Ruhepause haltmachten. Das bedeutete, daß die Frauen auf der einen Seite des Busses verschwanden und die Männer auf der anderen. Mittelindien ist völlig öde, so brauchen Sie nicht zu denken, daß wir hinter einen Busch gehen konnten. Die meisten von uns nahmen eine gewisse Ungezwungenheit an, die aber nicht echt war, und so hatten viele Verstopfung. Durchhaltevermögen war nötig, als wir die zweite Nacht, kerzengerade sitzend, durchfuhren. Manche waren miteinander ausreichend vertraut, um irgendwie übereinander zu liegen. Joan rollte sich ganz zusammen, um in meinem Schoß zu schlafen, und meine kleine indische Großmutter, Nani, wie ich sie nannte, nickte an meiner breiten Schulter ein, bis der Bus nach der anderen Seite schwankte, sie in den Ganz zu fallen drohte und ich sie hielt.

Wo wir gerade über das sich auf die Seite legen des Busses sprechen: irgendwo unterwegs, ich weiß nicht mehr wo, fuhren wir um eine Kurve, und plötzlich war da vor uns ein Ochsenkarren. Der Busfahrer, kein Satsangi, sondern mit dem Bus zusammen gemietet, wich mit aller Kraft aus, um daran vorbeizukommen. Der Bus schlingerte und drohte umzukippen, kam dann aber wieder in die aufrechte Lage zurück, und wir fuhren weiter. Etwa zehn Minuten später drehte sich der Fahrer um und sagte, zu einem der indischen Initiierten in seiner Nähe: „Als ich den Bus um den Karren steuerte, sah ich Ihren Meister.“

Unser Chauffeur war die Ausdauer in Person; aber nach dreißig Stunden Fahrt sagte er, daß er nun ausruhen müsse. Wir waren die ganze Zeit durch sehr verlassenenes Land gefahren und überlegten, wohin wir gehen könnten. Ein Satsangi kannte einen Jain-Tempel in der Nähe, und so kamen wir an einem großen zweiflügeligen Tor an, gingen in den riesigen Innenhof und wurden zu einem Ende geführt, wo ein Diener die Türen zu den Mönchszellen aufschloß. Die Zellen waren völlig kahl, weißgewaschene kleine Räume mit Schieferböden. Dankbar legten wir Decke oder Schlafsack auf den harten Boden und schliefen wie Steine auf Steinen. Ich war so glücklich in diesem kleinen Raum, ich weiß nicht warum. Es war einer der Höhepunkte der Reise für mich.

Um vier Uhr standen wir auf und machten uns wieder auf den Weg. Auf dem großen, dunklen Hof wurde Tee gekocht, wobei von dem kunstvoll verzierten Holzkohlenkocher ein Funkenregen sprühte. Ingwertee im tiefen Dunkel vor der Dämmerung. Es war selbst für die Hunde zu früh, die wie Krapfen zusammengerollt beim Teeplatz schliefen. Die Ausrüstung wurde wieder auf dem Dach des Buses festgemacht, die Leute stiegen ein, und weg waren wir.

Wenn die Straße durch Dörfer führte, streiften die steinernen Dachtraufen und Strohhäuser fast den Bus. Manchmal, wenn die Türen offen waren, konnten wir einen Blick in die Wohnhöfe werfen. Dort gab es viel Zauber und Wohltuendes, trotz unseres kulturbedingten Widerwillens gegen Schmutz und Armut. In einem abgelegenen Bergdorf waren wir offensichtlich das Schauspiel des Jahres. Alle

Kinder kamen heraus und umstanden uns, als wir aus dem Bus stiegen, und musterten uns von oben bis unten. Selbst nach den zwanzig Minuten, während denen wir Tee tranken, blieben sie bewegungslos stehen – all die schwarzen Augen und reglosen Gesichter, die uns ständig beobachteten. Unsere mitreisenden indischen Freunde waren wie ältere Geschwister für uns und halfen uns sehr taktvoll und freundlich, mit allem zurechtzukommen. Meine Nachbarin Nani massierte sogar meine Beine, wenn sie wußte, daß ich steif wurde. Die Männer halfen uns beim Einkaufen, so daß wir nicht zu viel bezahlten. In einigen größeren Dörfern, wo es Fremden gegenüber eine gewisse Geschäftstüchtigkeit gab, hielten sie die Einheimischen fern oder schickten sie weg. Sie fanden die besten Plätze zum Abladen in den Ortschaften und bis zur Küste wurde die Landschaft so malerisch, daß ich mein Hinaussehen willentlich auf weit auseinander liegende Zeitspannen einschränken mußte, um die Meditation fortzusetzen. Es war eine solche Schönheit in der spärlichen Bebauung dieses kargen Landes, und selbst die ärmsten Körper trugen einen Turban, einen Rock oder eine Bluse in leuchtenden Farben, die zwischen den Gelb- und Brauntönen der Äcker sangen. Auf jedem der viele Morgen großen Hügel bewegten sich immer ein oder zwei dieser strahlenden Noten, manchmal mit Ziegen oder Vieh, Wasserbüffeln oder Kamelen; natürliche Geschäftigkeit unter gab keine Zäune zwischen Nachbarn.

Tief im Nirgendwo kamen wir in das Dorf des Ramatempels. Der weiße Marmorhof war der sauberste Platz, den ich in Indien gesehen habe. In der Mitte stand der Tempel der Hindugottheit Rama. Er war eine einzige Gebärde, ich würde sagen, eine Steinskulptur des Sich-aus-dem-Körper-ins-Licht-Erhebens. Er war über und über mit kleinen, etwa fünfzehn Zentimeter breiten Frieden bedeckt, bis oben hinauf zu seinem schlanken Turm. Es war eine vorzügliche Steinmetzarbeit, wirklich ein sehenswerter Tempel. Die innere Beleuchtung war geheimnisvoll und schön. In der Mitte stand ein Verschlag, die Wohnstatt der Gottheit, des schwarzen Rama, einer überlebensgroßer Lackhaut und weißen Augäpfeln. Vorne und an der linken Seite wurden ständig Hymnen gesungen. Auf der rechten Seite bat ein Priester den Gästen einen Trunk Milch an, der aus der hohlen Hand getrunken wurde. Der Rest wurde an die Stirn gedrückt. Wie verschieden war dies dramatische Ritual von unserer Begegnung mit der lebendigen Gottheit.

Wir kamen in Baroda an dem großen Gästehaus an, wo der Meister wohnte und wo draußen auf dem weiten Rasen die Satsangs gehalten wurden. Es war ein reizender und sehr sauberer Ort. Wir taumelten verschwitzt und erschöpft in einen kleinen Vorraum. Im nächsten Raum war der Meister zu hören. Allein dadurch beginnen sich die Dinge zu verändern. Die Tür öffnete sich, und da war er so groß, so lebendig und so liebevoll. „So seid ihr gekommen!“ sagte er in seiner kraftvollen Kürze des Ausdrucks und mit zwinkernden Augen. All unsere Müdigkeit, Hitze und Schmutz fielen von uns ab, und wir saßen im kühlen Schatten unserer Gottheit; und um uns her war tiefe Ruhe und Stille. Und der Meister sagte: „Es tut mir leid, daß ihr Unbequemlichkeiten zu ertragen hattet. Ihr habt es so gewollt. Ich werde immer hin- und hergestoßen, das ist mein Schicksal; aber ihr müßt es nicht.“

Ich glaube, wenn der Meister uns nicht in die Zimmer geschickt hätte, um unsere Körper auszuruhen und zu säubern, wäre niemand auf den Gedanken gekommen, zu gehen. Denn wer denkt an den Körper, wenn die Seele gereinigt und erfrischt ist? Wir blieben mehrere Tage in Baroda, so daß der Meister die Inbetriebnahme des Manav Kendra leiten und auch Initiation geben konnte. Wir wohnten in einem

Hotel, das ungefähr fünf Häuserblocks von dem des Meisters entfernt war. Jeden Tag gingen wir mehrmals hin und zurück. Das erste Mal trat ich fast auf einen in Sackleinwand gehüllten Körper. Ich wich in einem durch die Kultur anerzogenen Schock zurück. Ach, es ist wirklich wahr, die Menschen leben dort auf den Bürgersteigen. Als unser Aufenthalt in Baroda vorüber war, wurde dieser Körper in Sackleinwand das mächtigste Symbol für mein spirituelles Streben. So namenlos, so heimatlos, so sehr ein Teil des Erdbodens zu werden, daß man nicht einmal mehr gesehen wird – wenn das mit mir geschehen könnte, nicht im physischen, sondern im Bereich des Selbst. Das war mein größter Wunsch.

Die Satsangis aus Baroda sorgten so liebevoll für uns. Eine bestimmte Familie bereitete bei sich zu Hause freies Essen. Es war ein seltenes und schönes Beispiel völlig selbstlosen Dienstes von jedem Familienmitglied, jedes auf seine Weise, und von vielen anderen, die auch mithalfen. Die Küche hatte mehrere hundert Menschen zu versorgen. Lange Jutebahnen wurden auf die Erde gelegt und Teller aus Blättern und Becher vor jeden Gast gestellt. Liebevolle Initiierte bedienten und drängten uns, immer mehr zu nehmen. Die Wirkung eines liebevollen Dienstes ist ein besonderer Segen. Unter den Gaben des Meisters und seiner liebevollen Initiierten vergingen auch wir selbst einfach vor Liebe.

Von Anfang an schien unser Aufenthalt in Bombay unter einem schlechten Vorzeichen zu stehen. Die Fahrt durch die Hitze der Stadt und das sandige Dunkelgrau der Notzeltviertel, in denen Familien leben – Gott weiß, worin und wovon -, waren der Hintergrund. Unsere Unterkunft, ein Krankenhausgebäude, war annehmbar, aber kaum ein Ort, an den man sich zurückzukehren beeilt. Auch die Hinweise des Meisters während des ersten Abendsatsangs machten mich Bombay gegenüber vorsichtig. Es kam mir vor, als ob er an jenem Abend im Satsang ebenfalls etwas zu ertragen hatte. Am nächsten Tag war ein Busstreik. Es gab auch politische Unruhen, und wir durften gar nicht nach draußen. Ungefähr um sechs Uhr abends war der Streik beigelegt. Wir hofften, mit dem Bus zum Satsang zu kommen, doch unser Fahrer wagte es nicht, aus Furcht, der Bus könnte umgestürzt werden. Einer unserer indischen Freunde sprach mit dem Meister, der ungefähr zwei Kilometer entfernt wohnte, und so wurde uns die Erlaubnis erteilt, zum Darshan hinzugehen. Der Verkehr hatte noch nicht wieder begonnen, und so gingen wir alle, etwas dreißig Personen, mitten auf der Straße. Die Atmosphäre war sehr gespannt. Die Leute musterten uns ganz genau. Wahrscheinlich sieht man in diesem Stadtteil nicht oft Westler alleine. Wir kamen in eine Gegend mit düsteren Einmannzelten, in denen die Ärmsten der Armen wohnten. Wie aus dem Boden gestampft tauchten plötzlich Kinder auf; bald war es eine Horde von über hundert; zuerst wurde gebettelt, dann gespottet, und zuletzt schrien sie aus vollen Lungen. Sie waren alle von derselben Farbe, einem dunklen Grau, Kleidung, Haut, Haare, alles. Es war wie eine groteske surrealistische Szene. Sie schrien in den höchsten Tönen, und das wuchs zu einer phantastischen Lautstärke an. Wären wir nicht auf des Meisters Geheiß hin gegangen, hätte mich das alles völlig aus der Fassung gebracht, doch mit dem Wissen, daß wir in seinen Händen waren, stellte es nur eine mächtige Erscheinung dar, die wir beobachteten. Es erinnert mich jetzt an ein Gespräch, das der Meister einmal mit jemandem über die Verhältnisse in Amerika führte. Der Amerikaner beschrieb die Energieknappheit und wie die Leute zu horten begannen, und der Meister sagte: „Es ist eine sehr gute und zugleich eine sehr schlechte Zeit.“ Vom Spirituellen her gesehen, werden die Dinge besser.“ Er habe gehört, daß manche Leute in die Berge gingen.

„Satsangis brauchen nicht in die Berge zu gehen. Die Meisterkraft wird selbst in ungünstigen Situationen für sie sorgen.“

Nun, hier waren wir in einer schlechten Situation; ich dachte daran, wie begünstigt wir waren, unter des Meisters Schutz zu sein, als die Kinder gerade anfangen, an der Kleidung der Leute zu zupfen. Und eben in diesem Moment kam ein Polizeiwagen, und die hundert Kinder verschwanden wie vom Erdbogen verschluckt. Innerhalb von Sekunden war keins mehr zu sehen.

Wir kamen an der Unterkunft des Meisters an. Ohne Unterbrechung fuhr er mit seiner Arbeit fort, als ob er völlig allein wäre, bis wir alle einen Platz gefunden hatten in seinem Raum, und gab uns damit ein Beispiel, wie man immer nur ganz eine Sache zu einer Zeit tut. Und als wir alle Platz genommen hatten, sah er auf und gab uns genauso voll und ganz seine Liebe und Heiterkeit. Die Geschichte unseres Weges b lieb, wie es beim Meister immer ist, unerwähnt.

Wir waren alle froh, Bombay zu verlassen und nach einer weiteren Tagesfahrt Kalyan zu erreichen. Wir kamen nach Beginn des Satsang an, aber unsere Plätze vor dem erhöhten Platz des Meisters waren freigehalten worden. Der Mister sah hier so froh aus. Wir wußten, daß wir an einem Ort waren, wo er sehr geliebt wird. Es machte gar nichts aus, daß die Satsangs in Hindi gehalten wurden. Nachdem man eine Weile beim Meister ist, begreift die Seele, daß er das Mantra, das Mandala, die Meditation und der Satsang ist; und man hält ganz an ihm fest. Zuerst, wenn man ankommt, ist man auf schmerzliche Weise allein. Sehr bald wird dann eine Hand angezogen, dann ein Fuß, dann ein Ellbogen, und nach einer Weile hält man sich voll und ganz an ihm fest. Die Augen folgen jeder Bewegung, jedem Ausdruck; das Ohr folgt jedem Ton (wegen der Ausdrucksweise, ohne auf die Bedeutung zu achten). Wenn man nahe genug sitzt, bewegen sich die Augen mit den seinen und trennen sich nie von ihnen. Diese beiden Himmelsperlen sind die Erlösung, und man hält an seinen blitzenden Augen mit verzweifelter Beharrlichkeit fest.

Und eines Tages wenden sich die Augen einem zu, und man wird dann die Kraft haben, einer Sache ins Gesicht zu schauen, vor der man vorher zurückscheute, oder es wird die Liebe vertiefen, weil sie tiefer werden muß, will man in den Praktiken vorankommen, oder es wird das Gemüt beruhigen und die Aufmerksamkeit ganz im Brennpunkt sammeln. Und langsam beginnt man zu erkennen, wirklich zu verstehen, warum die alten Heiligen alles für nur einen einzigen Blick von ihrem Meister taten.

Für mich gab es bei dieser Fahrt ein interessantes und lehrreiches Vorspiel. Es ereignete sich am dritten Tag, als ich in Indien war, beim Morgen-Darshan. Der Meister ging im Raum umher und fragte, wie viele Stunden jeder für die Meditation eingesetzt hatte. Er war so streng, wie ich ihn noch niemals gesehen hatte. In dieser von weltlichen Verpflichtungen freien Umgebung scheint es bei den Westlern eine Tendenz zu gegenseitigem Zusammensein zu geben, und viele gaben zwischen zwei und vier Stunden zur Antwort. Er fragte ganz eisern nach: „Was haben Sie während der übrigen Zeit getan? Ihr seid einzig für den höchsten Zweck, die Meditation, hier, für nichts anderes. Warum setzt ihr dann nur zwei oder vier Stunden ein?“ Und dann kam er zu mir. Nun, monatelang hatte ich mir lange Meditationen im Ashram vorgenommen. Am Vortag, meinem zweiten Tag in Indien, war ich aus dem Ashram gegangen, nur ein paar Häuserblocks weiter, um etwas

Obst zu holen und mir diesen Platz Indiens anzusehen, an den ich gekommen war. Ich war von den Eindrücken, Gerüchen und Tönen völlig überwältigt, und mein Gemüt konnte diese schwierigen Verhältnisse, um zu überleben, nicht fassen. Als ich am Abend in Meditation saß, kamen die Bilder immer wieder hoch. Wie ich gehört hatte, sollte uns erlaubt werden, in einigen Tagen mit dem Meister auf Tour nach Bombay zu gehen, und ich dachte: „Wie kann ich auf Tour gehen und meditieren, wenn ich nicht einmal für eine halbe Stunde zum Marktplatz gehen kann, ohne völlig abgelenkt zu werden? Ich muß hier bleiben und meditieren“, und ich begann mich für diese Vorstellung zu erwärmen. Es würde ruhig sein, ohne Unterbrechungen. Wahrscheinlich könnte ich die Verdauungsbeschwerden, die die meisten bei diesen Gelegenheiten bekamen, umgehen. Und ich rechtfertigte die Tatsache, daß ich des Meisters Darshan für mein körperliches Wohlergehen und ungestörte Meditationen aufgab, indem ich zu mir sagte: „Wenn der Meister zurückkommt, werde ich nach zehn Tagen Meditation wirklich empfänglich sein, nicht so grob, wie ich jetzt bin.“ Ich verdrängte die unaufrichtige Bemerkung, die ich dem Meister gegenüber bei meiner Bitte, nach Indien kommen zu dürfen, gemacht hatte, aus meinem Gedächtnis: „Auch nur ein einziger Tag mit dem Meister wäre die Reise wert.“ Und hier gab ich zehn Tage mit dem Meister für zehn Tage bequemer Meditation auf. Ich erzähle Ihnen das alles so bis ins einzelne, damit Sie sehen können, wie genau der Meister uns verbessert, während es anderen oft so scheint, als ob er die Frage missversteht oder nicht beantwortet. „So, wie ist Ihre Meditation?“, fragte er mich, und ich beschrieb das Licht, das ich in den beiden ersten Tagen gesehen hatte; und plötzlich sah ich eine Möglichkeit, wegen der Fahrt zu fragen und mein Verlangen, nicht mitzufahren, zu befriedigen. „Gestern, nach einem Gang über die Brücke“, fuhr ich fort, „konnte ich überhaupt nicht meditieren.“ – „Wie lange sind Sie einkaufen gegangen?“, fragte er. „Ich habe eine Frage, Meister“, unterbrach ich sehr anmaßend und ungezogen. „Wie lange haben Sie gestern meditiert?“, fragte er.

„Ich habe zehn Stunden meditiert und bin für eine halbe Stunde einkaufen gegangen, aber ich habe eine Frage.“ Und sehr, sehr nachdrücklich sagte er: „Wenn Sie bitte zuerst dem Zuhören wollen, was ich Ihnen zu sagen habe, werde ich Ihre Frage danach beantworten.“

Ich hätte völlig niedergeschmettert sein sollen, aber ein dickes, fettes Ego trägt nur ein paar Kratzer davon. „Sie sind zehn Stunden lang einkaufen gegangen“, sagte er in schroffem Erstaunen, „und haben eine halbe Stunde meditiert?“

Selbst als ich begann, die Bemerkung richtigzustellen, wußte ich, daß er meinen Stolz darauf, lange Stunden zu sitzen, fortnahm, und ich war dankbar und ruhig. Außerdem machte er mir die Tatache bewußt, daß das Gemüt, obwohl der Körper stundenlang saß, auf der anderen Seite der Brücke gewesen war. Andere versuchten, seinen scheinbaren Irrtum zu korrigieren. Er achtete nicht auf sie und sprach zu mir über das voll und ganz da sein, wo man ist, oder den Meister zum Marktplatz mitzunehmen. Und dann sagte er: „Nun, welches war Ihre Frage?“

„Wie ich weiß, Meister, mag es uns erlaubt werden, Euch auf Eurer Tour zu begleiten. Wenn ich meine Meditation schon nach einem kurzen Gang zum Markt nicht durchführen kann, wie soll ich sie dann während einer zehntägigen Tour durch Indien aufrechterhalten?“ Sicherlich würde diese vorzügliche Logik eine Freistellung von der Fahrt zur Folge haben, dachte ich. Immer noch in sehr

strengem Ton (alles, was ich sagte, klang äußerlich rechtschaffen und logisch, aber meine inneren Beweggründe waren völlig unannehmbar) sagte der Meister: „Ich ermutige niemand zu diesen Fahrten. Es ist sehr ablenkend und schwierig, zu meditieren. Ich bitte niemand, zu kommen“. Und dann mit dem Ausdruck tiefster Demut: „Manche finden es nützlich, mit mir zusammen zu sein, aber andere ...“ Und er beendete den Satz nicht.

Es tat mir von Kopf bis Fuß weh, als er das sagte. Mein Herz lag endlich offen. Es gab keine Frage mehr, kein Zögern, natürlich würde ich mitfahren. O geliebter Meister, Dank für Eure kraftvolle und gütige Lehre.

Nun, wie sie jetzt wissen, war die Fahrt eine wesentliche Erfahrung für mich, nicht nur in meiner Meditationspraxis, sondern auch in meiner Selbstprüfung. Ich meine, wenn man in Amerika ist, ist es sehr leicht, selbstlos zu sein und den Bedürftigen von seinem Teil zu geben, aber wenn man nur einen Mantel oder ein paar Durchfalltabletten hat und ein anderer friert oder braucht dieselbe Medizin, die man morgen selbst nötig haben könnte, sieht man sehr bald, so man steht. Aber vor allem waren es zehn Tage, um in Liebe zum Gottmenschen zu Boden zu fallen, wofür ich ewig dankbar sein werde.

Bei unserem ersten Morgendarshan nach der Rückkehr hob ich die Hand. „Ich war diejenige, die fragte, ob sie mit auf Tour sollte. Ich möchte Euch für das Geschenk der Tour danken.“ – „Wie können Sie Dank geben? Wo ist er? Sie können mir Geld geben oder Stroh, aber Dank? Dankt Gott, das ist alles. Ihr wart diejenigen, die Unbequemlichkeiten zu ertragen hatten. Reisen bedeutet Arbeit. Ich bin es gewöhnt, Tag und Nacht hin- und hergetrieben zu werden, aber ihr ...“, und dann hielt er inne, „... Liebe kennt keine Bürde.“ Und er schenkte mir einen solchen Blick voller Liebe, wie ich es nicht beschreiben kann.

Merkwürdigerweise mußte ich am selben tag nach Delhi hinein. Jemand nahm mich mit, um das mit den Familiengeschenken zu erledigen, und diesmal tat ich immer nur das, was gerade als nächstes nötig war. Wir stiegen ins Taxi, jemand klagte über die schreckliche Hupe, aber ich hörte sie nicht. Wir gingen in ein indisches Kunstgewerbegeschäft, wo mein Handwerker gemüt eigentlich hätte außer sich sein sollen, aber ich konnte es dort kaum aushalten. Ich wollte nur mit diesem Blick der Liebe bleiben, den der Meister mir geschenkt hatte. Dies, das und jenes – ich entschied mich beinahe für das, worauf meine Hand fiel. Stuart mußte mein Geschenk für Andy aussuchen und mir mit dem für diese helfen. Ich nahm den Meister zum Marktplatz mit, nicht weil es die rechte Art und Weise war, sondern weil er mir die Liebe zu sich gegeben hatte. Erstaunlicherweise waren die Geschenke richtig, wie ich nun weiß, wo ich zuhause bin und sie verteilt habe.

Wenn man beim Meister ist, lehrt er einen alle Schriften mit Hilfe der lebendigen Situationen, durch die er einen führt. Er macht sich mit wenig oder keinen äußeren Worten klar und deutlich verständlich.

Sie wissen, wie ich Zen bewundere. Nun, der Meister ist bei weitem der größte Zen-Meister aller Zeiten. Eine Rede über die wortlose Lehre. diesen Monat hatte ich einen so eindeutigen Beweis dafür, daß der Meister alles weiß, was seinen lieben Kindern geschieht. Jemand fragte ihn diese Woche, ob er jemals Erfahrungen von seinen Schülern

zurückhalte. „Nein, ihr seid es, euer Mangel an Aufmerksamkeit, der die Erfahrungen zurückhält.“

Am Neujahrsabend saß ich auf dem Dach des Gästehauses im Ashram, zu glücklich, um zu Bett zu gehen. Der Mond hing am Himmel, unbefleckt, ein vollkommener Kelch, der alles Gold der Sonne in sichelförmigem Licht hielt. Bei einem Stern wünschte ich mir, daß dieser Körper ein einfaches Gefäß werden könnte, um den goldenen Wein von Kirpal Singh aufzunehmen. Der Meister selbst sagt: „`Unmöglich´ steht nur im Wörterbuch der Narren.“